



Essays

Nonfiction

1925-05-10

Das Kind Italien

Eugenie Schwarzwald

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250510&seite=12&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schwarzwald, Eugenie, "Das Kind Italien" (1925). *Essays*. 1426.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1426

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das Kind Italien.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Ein amerikanischer Schriftsteller sagte letztthin, die Menschheit teile sich in drei feindliche Gruppen: Männer, Frauen und Kinder. Wenn er einen Eskimoherrn treffe, verstehe er ihn sofort. Ein Gedankenaustausch sei möglich. Dagegen bleibe die schönste Blondine seiner eigenen Rasse ihm ewig ein Rätsel. Am schlimmsten aber wäre es mit den Kindern. Sie lebten in einer vollkommen unbekanntem Welt, in die kein Erwachsener eindringen könne.

Außer dieser Erwachsene sei selbst ein Kind.

Deshalb haben es die italienischen Kinder so außerordentlich gut, weil das italienische Volk – nur von diesem ist hier die Rede, denn die sogenannten Gebildeten sind überall von einer tragischen Uniformität – aus heiteren, lebensvollen Kindern besteht, mit allen Vorzügen und Fehlern dieser interessanten Menschengattung begabt. Zum Müßiggang geneigt und doch großer Leistungen fähig. Am Leben tiefst interessiert und doch spielerisch behaglich; seine Kräfte überschätzend, aber infolge einer unerhörten Vitalität über sich selbst hinauszugehen fähig, rasch Feind, noch rascher Freund.

Die Italiener, Erwachsene wie Kinder, lachen gern und leicht, singen laut und oft und nehmen alles, was vorkommt, wichtig. Man braucht ja nur zu fragen, wo der nächste Albergo ist, um einen Auflauf zu erzielen. Man muß nur im Theater ein bißchen beharrlich klatschen, damit ein ganzer Akt wiederholt wird. Groß und Klein kostümiert sich gern. Und ihr Ohr, besonders sein ausgebildet für Nuancen und Akzente, ist entzückt von jedem neuen Schlagwort. Wer ein solches zu erfinden vermag, der hat sie so leicht hinter sich her, wie der Rattenfänger von Hameln.

Diese menschlich bewegte Atmosphäre bringt es mit sich, daß die italienischen Kinder unbeschreiblich froh sind. Ob sie Ursache dazu haben, ist schwer zu beantworten. Die Lebensbedingungen, die man so von außen sieht, sind nicht gerade überwältigend günstig. So kann kein Mensch behaupten, daß die Kinder des Volkes hygienisch besonders gut gehalten sind. Ihre entzückenden Gesichter, in denen meistens Augen stehen, mehrere Jahre älter als das Kind selbst, sind selten reinlich genug, um Platz für mehr als einen Kuß zu bieten. Zwölfjährige Bengel kann man Zigarren rauchen sehen, dick wie ihr Daumen, und dazu spucken wie alte Seebären. Auf dem Markusplatz tönt noch zwischen neun und zehn Uhr nachts lauter Jubel unbeaufsichtigter kleiner Kinder, die dort unter dem Schutz des Campanile „Fangerl“ spielen. Oder sie reiten schon um sechs Uhr morgens auf den

beiden Löwen, die infolgedessen so abgebraucht sind, daß sie beinahe keinen Körper mehr haben. Daß diese Kinder mit Vorliebe Lebensmittel zu sich nehmen, die vorher auf dem Erdboden im Staub gelegen haben, versteht sich von selbst.

So war es schon immer. Auch in der Moral scheint sich nichts geändert zu haben, denn genau wie vor achtzehn Jahren schlägt der Bub vor der Frarikirche Purzelbäume, um einen auf sein Dasein aufmerksam zu machen, und vor der Certosa bei Florenz steht das gleiche vierjährige Mädel und sagt mit einer Stimme, die an die süßesten Momente der Duse erinnert: „Soltanto un soldino!“ So groß ist die Verführungskraft dieser Augen und dieser Sprache, daß man im vollen Bewußtsein der pädagogischen Ungebührlichkeit die gewünschten Soldini zutage fördert.

Trotz dieser für einen deutsch orientierten Menschen etwas merkwürdigen Erziehungsmethoden weiter italienischer Volkskreise kann man sich der Tatsache nicht verschließen, daß diese Kinder glücklich sind, lebensvoll, klug, instinktbegabt und ihrer Menschenwürde bewußt. Und wie sie sich freuen können! Nie habe ich ein Kind so lachen gehört, wie die kleine Luigia in Ferrara, als sie plötzlich in ihrem schwarzen Händchen drei Toffeezuckerln hielt. Zuerst lachten die dunklen Haare, dann schlossen sich die Augen an, dann gesellte sich der Mund dazu, dann zuckte das Lachen durch den ganzen schmalen Körper und kam unten an der großen Zehe, die aus der zerrissenen Sandale hervorsah, heraus, um sich auf dem nassen Straßenpflaster fortzuschlängeln.

Tüchtig sind sie auch. Man kommt in Mestre an. Wie auf lang erwartete liebe Freunde stürzt sich ein vierzehnjähriger, besonders klein geratener Knabe auf uns. „Sie wollen“, sagt er mit einer Geläufigkeit, die manchem Deutsch sprechenden Universitätsprofessor zu wünschen wäre, „natürlich nach San Giuliano; Sie [wissen’s] nur noch nicht. Ich aber weiß es, was man zu tun hat. Denn ich bin ein Führer, ein geprüfter Führer.“ Er zieht ein Führerzeugnis aus der Tasche. „Die Polizei hat mich geprüft, ich weiß alles, was dazu gehört. Ich kann jedem Fremden das Beste raten. Und Ihnen sage ich: Alle besseren Leute fahren von San Giuliano nach Venedig und zwar mit einem Lancia-Motorboot.“ Der Redeschwall ist unwiderstehlich. Und als er dann, die Fersen zusammenschlagend, mit einer prachtvollen Verbeugung (winken, grüßen, sich verneigen, bejahen und verneinen können die Italiener herrlich) seinen Namen nennt: Dante Ciappolini, ist man vollends erledigt. Ist jener Dante Vergil in die Hölle gefolgt, warum sollen wir nicht diesem Dante in das Lancia-Motorboot folgen? Man steigt ein und erfährt erst nachher, was für ein vorzüglicher Geschäftsmann der kleine Führer war. Das von ihm protegierte Gefährt ist genau zehnmal so teuer als der Vaporetto, mit dem man ebenso sicher nach Venedig gekommen wäre. Aber der Kondukteur hätte bestimmt nicht Dante geheißt.

Jugendliche Klugheit steht in Italien hoch im Kurs. Das habe ich in meiner Jugend selbst erfahren. In Como war es, wo ich als Zürcher Studentin einige Paste erstand in einer überaus bescheidenen Konditorei, die meinen Verhältnissen vollkommen entsprach. Zur Zahlung reichte ich meinen letzten Fünziglirechein hin und bekam 49 Lire heraus, in wahrhaft phantastischen Formen: falsches Geld, zerrissenes Geld, außer Kurs gekommenes Geld, durchlöchertes Geld, Balkangeld. Die alte Verkäuferin schob mir den kleinen Hausen Kehricht mit unbefangener Miene zu. Ich stand verlegen und suchte nach Worten, um die Wahrheit zu sagen, ohne Zorn zu erregen. „Dieses Geld, fürchte ich, wird in Zürich niemand nehmen wollen. Darum möchte ich lieber solche Lire, die man dort schätzt.“ Jetzt machte ich mich gefaßt auf einen Sturm, wie er bei uns auf dem Raschmarkt bei Differenzen zu entstehen pflegt. Aber siehe da, die alte Frau schlug die Hände so zärtlich zusammen, wie eine Correggio-Madonna, wenn sie vor ihrem Bambino kniet, ganz außer sich vor Staunen und Stolz, daß es ihr gelungen ist, ein solches Lebewesen zu produzieren. „Mädchen,“ sagte sie zu mir, „so jung und schon so klug, zu erkennen, daß das alles einen Schmarrn wert ist. Glückliche Mutter, die ein so kluges Kind geboren hat.“ Und sie tauschte mir das ganze Geld in vollgewichtige Lire um.

Die kleinen Kinder in Italien sind deshalb so klug, weil sie sich auf ihren menschlichen Instinkt verlassen. Wie groß dieser ist, habe ich an einem kleinen Mädchen in Florenz gelernt. Wir saßen, Eis essend, vor einer Konditorei, als eine Elfjährige mehrmals neugierig an uns vorbeistrich; über einem dürftigen Körper saß ein etwas zu großer Kopf, der ein überaus sorgenvolles Antlitz, eine gefurchte Stirn zeigte. „Möchtest du auch ein Eis?“ fragten wir. Das Kind nickte vergnügt. Wir bestellten, aber unser Gästchen war verschwunden. Erst als das Eis kam, war auch sie wieder da, gefolgt von vier Kindern im Alter von 2 bis 8 Jahren. Das Zweijährige trug sie auf dem Arm. „Das ist Beppo,“ sagte sie, „mein Bruder. Das sind meine Schwestern Lauretta und Annina und das ist Cesco, der Sohn unserer Nachbarin. Ich kann großartig auf Kinder aufpassen; alle Nachbarn geben mir die Kinder, wenn sie weg sind.“ Nun nahmen alle fünf Kinder Platz, und es begann das heiterste Schauspiel. Die kleine Mutter steckte das Löffelchen mit Gefrorenem zuerst dem Kleinsten in den Mund, dann dem nächst Größeren und sofort, bis zuletzt sie selbst an die Reihe kam. So ging es, bis auch kein Tröpfchen Gelato mehr auf dem Teller war, uns ebenso bei den nächsten vier Portionen. Gerecht, ordnungsliebend und selbstlos, wie echte Mütter nun einmal sind, nutzte die Kleine das seltene Erlebnis.

Neben ungeheurer Sanftmut – manchmal scheint es, als hätten die Italiener keine Ellbogen, sonst würden sie ja auch nicht so gern Gedränge veranstalten – wohnt sogar in einem italienischen Bettelkind ein ungeheurer Stolz. In Fiesole war es vor Jahren, als mir ein französischer Kunsthistoriker

von Duccios „Majestas“, der triumphierenden Madonna vom Hochalter des Domes zu Siena, so viel Rühmliches zu erzählen wußte, daß er im Eifer übersah, daß ein kleines Mädel energisch an seinem Ulster zupfte, um ihn auf ihre berechnete Forderung nach einem Soldino aufmerksam zu machen. Als er es merkte, da war er (wahrscheinlich über sich selbst) so ärgerlich, daß er mit schroffer Stimme sagte: „Passa via!“ Da traf ihn ein lodernder Blick: „Non sono cane!“ Jetzt zog er beschämt sein Portemonnaie und reichte dem Kind ein Fünflirestück. Sie nahm es ohne Dank und sagte wegwerfend: „Tanto ricco e tanto cattivo!“

Das Bedürfnis italienischer Kinder, die Luft zu erschüttern, ist endlos. Früh an Lärm gewöhnt – man kann im Kino oder Varieté um 12 Uhr nachts Mütter mit Säuglingen auf dem Arm sehen – hört der Italiener sich selbst kaum und scheint völlig nervenlos.

Ich gedenke eines Abends in einem Florentinen Restaurant, welches mehreren Brüdern zusammen gehört, wievielen, kann man nicht erkunden, so beweglich sind sie. Man sagt, es seien vier, aber ich glaube, es sind vierzig. Sie machen alle Arbeit allein, kochen, servieren, waschen, einkassieren. Untereinander und mit den Gästen verständigen sie sich durch Zurufe mit einem Stimmaufwand, wie er sich nur in der Wildnis und auf ganz große Entfernungen rechtfertigen ließe. Dabei handelt es sich um drei kleine Stuben, die gesteckt voll von Leuten sind. Mit jeder Stunde schwillt der Lärm an. Da beginnt um halb neun Uhr der Gesang. Ein Mann, der in seiner Jugend sicher eine Stimme hatte, um am Metropolitantheater Triumphe zu feiern, singt immer wieder Funiculi-funicula und noch fünf andere Gassenhauer, wobei es ihm weder auf Klangschönheit noch auf Ausdruck ankommt, sondern nur auf eine ohrenzerreißende Stärke und langen Atem in der Schlußkadenz. Bald merkt man, daß er so singen muß, denn der übrige Lärm im Lokal setzt nicht einen Augenblick aus, er aber hat Oberhand zu behalten, und es gelingt ihm. „Warum ist er nicht zur Oper gegangen?“ frage ich. „Er sagt, er sei dazu zu faul. Es fiel ihm nicht ein, dumme Operntexte zu lernen. Seine Lieder seien alt, gut und bewährt, und das Publikum werde nicht müde, sie zu hören. Und dabei verdiene er so viel, daß er am Tage gar nicht zu arbeiten brauche.“ Neben Leistungen unerhörten Fleißes trifft man im modernen Italien viele, denen eine solche Existenz ideal erscheint. Im alten Italien war es sicher anders. Das merkt man, wenn man das S. Marco-Kloster sieht, in welchem es nichts gibt, was Fra Angelico nicht eigenhändig bemalt hätte. Aber vielleicht erklärt sich das so: dem Alltagsmenschen, der nur eine Gegenwart hat, ist Leben und Erleben das Wesentlichste. Harte und unablässige Arbeit scheint ihm die Verpflichtung des Genies.

Wenn man einige Zeit unter den Italienern und ihren Kindern gelebt hat, dann glaubt man, daß ihnen niemand was aufbinden kann. Man stellt sich vor, daß, wenn ihnen jemand mit wirklichkeits-

fernen, phrasenhaft falschen, pathetischen Enunziationen kommen wollte, sogar der italienische Himmel lachen würde. Und doch ist es nicht ganz so. Das hat mich ein Erlebnis gelehrt.

Ich habe nämlich eine alte zärtliche Beziehung zu den sieben Königen Roms. Noch heute denke ich an den trüben Novembertag, an dem ich als Kind erfuhr, daß sie nie gelebt haben. Damit ging ich nicht nur eines großen Teiles meiner historischen Bildung verlustig, sondern ich verlor auch einige mir sehr teure Beziehungen. Für Romulus hatte ich eine wahrhaft mysteriöse Verehrung, für Servius Tullius ein sachliches Interesse und für Tarquinius Superbus eine verzehrende Leidenschaft gehegt; nur mit Numa Pompilius hatte ich mich nicht näher eingelassen; wie ich heute bestimmt weiß, aus Eifersucht auf Egeria, deren Amt mir schon damals sehr gut gepaßt hätte.

Also ich war geradezu zornig, als ich hörte, daß die sieben Könige überhaupt nicht existierten. Die Geschichte von der Gründung Roms war eine Erfindung. Ich strich die ganze Affäre aus meinem Herzen mit jener Gründlichkeit und Grausamkeit, deren nur die erste Jugend fähig ist.

Und jetzt denke man sich mein Erstaunen, als ich, am 21. April, an dem Romulus den Palatin mit dem Pfluge umrissen hat. Nein, wie mir da wurde! Das ist ja Romulus, mein guter alter Romulus, auf den ich schon ganz verzichtet hatte. Nun wurde er mir wieder ganz lebendig. Nicht einmal das vermochte meine Freude zu trüben, daß von Remus in diesem Zusammenhang keine Rede war. Ich begriff sofort, daß er als ein subversives Element nicht Würde genug besaß, um einem Staatsfeiertag als Hintergrund zu dienen.

Warum soll man Romulus nicht lieben und verehren? Meine Schülerin Ursel liebt am meisten jene ihrer Puppen, die keinen Kopf und keine Beine mehr hat. Nur Gott allein weiß, was sie an ihr liebt. Aber so sind Kinder.

Ein amerikanischer Schriftsteller sagte leztlich, die Menschheit teile sich in drei feindliche Gruppen: Männer, Frauen und Kinder. Wenn er einen Esäimohren treffe, verstehe er ihn sofort. Ein Gedankenaustrausch sei möglich. Dagegen bleibe die schönste Blondine seiner eigenen Rasse ihm ewig ein Rätsel. Am schlimmsten aber wäre es mit den Kindern. Sie lebten in einer vollkommen unbekanntem Welt, in die kein Erwachsener eindringen könne.

Außer dieser Erwachsene sei selbst ein Kind.

Deshalb haben es die italienischen Kinder so außerordentlich gut, weil das italienische Volk — nur von diesem ist hier die Rede, denn die sogenannten Gebildeten sind überall von einer tragischen Uniformität — aus heiteren, lebensvollen Kindern besteht, mit allen Vorzügen und Fehlern dieser interessanten Menschengattung begabt. Zum Müßiggang geneigt und doch großer Leistungen fähig. Am Leben klebt interessiert und doch spielerisch beglückt; seine Kräfte überschätzend, aber infolge einer unerhörten Vitalität über sich selbst hinauszugehen fähig, rasch Feind, noch rascher Freund.

Die Italiener, Erwachsene wie Kinder, lachen gern und leicht, singen laut und oft und nehmen alles, was vorkommt, wichtig. Man braucht ja nur zu fragen, wo der nächste Albergo ist, um einen Auflauf zu erzielen. Man muß nur im Theater ein bißchen beharrlich klatschen, damit ein ganzer Akt wiederholt wird. Groß und klein kostümiert sich gern. Und ihr Ohr, besonders fein ausgebildet für Nuancen und Akzente, ist entzündet von jedem neuen Schlagwort. Wer ein solches zu erfinden vermag, der hat sie so leicht hinter sich her, wie der Rattenfänger von Hameln.

Diese menschlich bewegte Atmosphäre bringt es mit sich, daß die italienischen Kinder unbeschreiblich froh sind. Ob sie Ursache dazu haben, ist schwer zu beantworten. Die Lebensbedingungen, die man so von außen sieht, sind nicht gerade überwältigend günstig. So kann kein Mensch behaupten, daß die Kinder des Balkes hygienisch besonders gut gehalten sind. Ihre entzückenden Gesichter, in denen meistens Augen stehen, mehrere Jahre älter als das Kind selbst, sind selten reinlich genug, was Platz für mehr als einen Fuß zu bieten. Zwölfjährige Bengel kann man Zigarren rauchen sehen, dick wie ihr Daumen, und dazu spucken wie alte Seebären. Auf dem Markusplatz tönt noch zwischen neun und zehn Uhr nachts lauter Jubel unbeaufsichtigter kleiner Kinder, die dort unter dem Schutz des Campanile „Fangel“ spielen. Oder sie reiten schon um sechs Uhr morgens auf den beiden Löwen, die infolgedessen so abgebraucht sind, daß sie beinahe keinen Körper mehr haben. Daß diese Kinder mit Vorliebe Lebensmittel zu sich nehmen, die vorher auf dem Erdboden im Staub gelegen haben, versteht sich von selbst.

So war es schon immer. Auch in der Moral scheint sich nichts geändert zu haben, denn genau wie vor achtzehn Jahren schlägt der Bub vor der Friaikirche Burzellbäume, um einen auf sein Dasein aufmerksam zu machen, und vor der Certosa bei Florenz steht das gleiche vierjährige Mädel und sagt mit einer Stimme, die an die süßesten Momente der Duse erinnert: „Saltanto un soldino!“ So groß ist die Versuchungskraft dieser Augen und dieser Sprache, daß man im vollen Bewußtsein der pädagogischen Ungebührlichkeit die gewöhnlichen Soldini jutage fördert.

Trotz dieser für einen deutsch orientierten Menschen etwas merkwürdigen Erziehungsmethoden weiter italienischer Volksschreie kann man sich der Tatsache nicht verschließen, daß diese Kinder glücklich sind, lebensvoll, klug, instinktbegabt und ihrer Menschenwürde bewußt. Und wie sie sich freuen können! Wie habe ich ein Kind so lachen gehört, wie die kleine Luigia in Ferrara, als sie plötzlich in ihrem schwarzen Händchen drei Löffelzuckerln hielt. Zuerst lachten die dunklen Haare, dann schlossen sich die Augen an, dann gestellte sich der Mund dazu, dann zuckte das Lachen durch den ganzen schmalen Körper und kam unten an der großen Zehe, die aus der zerrissenen Sandale hervorjab, heraus, um sich auf dem nassen Straßenpflaster fortzuschlingeln.

Tüchtig sind sie auch. Man kommt in Mestre an. Wie auf lang erwartete liebe Freunde stürzt sich ein vierzehnjähriger, besonders klein geratener Knabe auf uns. „Sie wollen“, sagt er mit einer Geläufigkeit, die manchem Deutsch Sprechenden Universitätsprofessor zu wünschen wäre, „natürlich nach San Giuliano; Sie wissen nur noch nicht. Ich aber weiß es, was man zu tun hat. Denn ich bin ein Führer, ein geprüfter Führer.“ Er zieht ein Führerzeugnis aus der Tasche. „Die Polizei hat mich geprüft, ich weiß alles, was dazu gehört. Ich kann jedem Fremden das Beste raten. Und Ihnen sage ich: Alle besseren Leute fahren von San Giuliano nach Venedig und zwar mit einem Lancia-Motorboot.“ Der Redeschwall ist unwiderstehlich. Und als er dann, die Fersen zusammenschlagend, mit einer prachtvollen Verbeugung (winken, grüßen, sich verneigen, bejahren und verneinen können die Italiener herrlich) seinen Namen nennt: Dante Ciappollini, ist man vollends erledigt. Ist jener Dante Vergil in die Hölle gefolgt, warum sollen wir nicht diesem Dante in das Lancia-Motorboot folgen? Man steigt ein und erfährt erst nachher, was für ein vorzüglicher Geschäftsmann der kleine Führer war. Das von ihm protegierte Gefährt ist genau zehnmal so teuer als der Vaporetto, mit dem man ebenso sicher nach Venedig gekommen wäre. Aber der Konduktör hätte bestimmt nicht Dante geheißt.

Jugendliche Klugheit sieht in Italien hoch im Kurs. Das habe ich in meiner Jugend selbst erfahren. In Como war es, wo ich als Zürcher Studentin einige Pässe erstand in einer überaus bescheidenen Konditorei, die meinen Verhältnissen vollkommen entsprach. Zur Zahlung reichte ich meinen letzten Fünfziglirechein hin und bekam 40 Lire heraus, in würdevoll phantastischen Formen: falsches Geld, zerrissenes Geld, außer Kurs gekommenes Geld, durchlöcherter Geld, Balkangeld. Die alte Verkäuferin hob mir den kleinen Haufen Mehlricht mit unbefangener Miene zu. Ich stand verlegen und suchte nach Worten, um die Wahrheit zu sagen, ohne Horn zu erregen. „Dieses Geld, fürchte ich, wird in Zürich niemand nehmen wollen. Darum möchte ich lieber solche Lire, die man dort schätzt.“ Jetzt machte ich mich gefaßt auf einen Sturm, wie er bei uns auf dem Reichmarkt bei Differenzen zu entstehen pflegt. Aber siehe da, die alte Frau schlug die Hände so zärtlich zusammen, wie eine Correggio-Madonna, wenn sie vor ihrem Bambino kniet, ganz außer sich vor Staunen und Stolz, daß es ihr gelungen ist, ein solches Lebewesen zu produzieren.

„Mädchen“, sagte sie zu mir, „so jung und schon so klug, zu erkennen, daß das alles einen Schmarrn wert ist. Glückliche Mutter, die ein so kluges Kind geboren hat.“ Und sie tauschte mir das ganze Geld in vollgewichtige Lire um.

Die kleinen Kinder in Italien sind deshalb so klug, weil sie sich auf ihren menschlichen Instinkt verlassen. Wie groß dieser ist, habe ich an einem kleinen Mädchen in Florenz gelernt. Wir saßen, Eis essend, vor einer Konditorei, als eine Eßjährige mehrmals neugierig an uns vorbeistrich; über einem dürftigen Körper sah ein etwas zu großer Kopf, der ein überaus sorgenvolles Antlitz, eine gequälte Stirn zeigte. „Möchtest du auch ein Eis?“ fragten wir. Das Kind nickte vergnügt. Wir bestellten, aber unser Gäßchen war verschwinden. Erst als das Eis kam, war auch sie wieder da, gefolgt von vier Kindern im Alter von 2 bis 8 Jahren. Das zweijährige trug sie auf dem Arm. „Das ist Beppo“, sagte sie, „mein Bruder. Das sind meine Schwestern Lauretta und Lumina und das ist Cesco, der Sohn unserer Nachbarin. Ich kann großartig auf Kinder aufpassen; alle Nachbarn geben mir die Kinder, wenn sie weg sind.“ Man nahm alle fünf Kinder Platz, und es begann das heiterste Schauspiel. Die kleine Mutter steckte das Löffelchen mit Gefrorenem zuerst dem Kleinsten in den Mund, dann dem nächst Größeren und so fort, bis zuletzt sie selbst an die Reihe kam. So ging es, bis auch kein Tröpfchen Gelato mehr auf dem Teller war, und ebenso bei den nächsten vier Portionen. Gerecht, ordnungsliebend und selbstlos, wie echte Mütter nun einmal sind, mußte die Kleine das seltene Erlebnis.

Neben ungeheurer Sanftmut — manchmal scheint es, als hätten die Italiener keine Ellbogen, sonst würden sie ja auch nicht so gern Gedränge veranstalten — wohnt sogar in einem italienischen Bettelkind ein ungeheurer Stolz. In Fiesole war es vor Jahren, als mir ein französischer Kunsthistoriker von Duccios „Majestas“, der triumphierenden Madonna vom Hochaltar des Domes zu Siena, so viel Rühmliches zu erzählen wußte, daß er im Eifer übersah, daß ein kleines Mädel energisch an seinem Ulster zupfte, um ihn auf ihre berechtigte Forderung nach einem Soldino aufmerksam zu machen. Als er es merkte, da war er (wahrscheinlich über sich selbst) so ärgerlich, daß er mit schroffer Stimme sagte: „Passa via!“ Da traf ihn ein lobender Blick: „Non sono cane!“ Jetzt zog er beschämt sein Portemonnaie und reichte dem Kind ein Fünftlirestück. Sie nahm es ohne Dank und sagte megwerfend: „Tanto ricco e tanto cattivo!“

Das Bedürfnis italienischer Kinder, die Lust zu erschüttern, ist endlos. Früh an Lärm gewöhnt — man kann im Kino oder Varieté um 12 Uhr nachts Mütter mit Säuglingen auf dem Arm sehen — hört der Italiener sich selbst kaum und scheint völlig nervenlos.

Ich gedenke eines Abends in einem Florentiner Restaurant, welches mehreren Brüdern zusammen gehört, wievielen, kann man nicht erkunden, so beweglich sind sie. Man sagt, es seien vier, aber ich glaube, es sind vierzig. Sie machen alle Arbeit allein, kochen, servieren, waschen, ein-

kassieren. Untereinander und mit den Gästen verständigen sie sich durch Zurufe mit einem Stimmaufwand, wie er sich nur in der Wildnis und auf ganz große Entfernungen rechtfertigen ließe. Dabei handelt es sich um drei kleine Stuben, die gesteckt voll von Leuten sind. Mit jeder Stunde schwilt der Lärm an. Da beginnt um halb neun Uhr der Gesang. Ein Mann, der in seiner Jugend sicher eine Stimme hatte, um am Metropolitantheater Triumphe zu feiern, singt immer wieder Junculi-juncula und noch fünf andere Gassenhauer, wobei es ihm weder auf Klangschönheit noch auf Ausdruck ankommt, sondern nur auf eine ohrenzerreißende Stärke und langen Atem in der Schlusskadenz. Bald merkt man, daß er so singen muß, denn der übrige Lärm im Lokal setzt nicht einen Augenblick aus, er aber hat Oberhand zu behalten, und es gelingt ihm. „Warum ist er nicht zur Oper gegangen?“ frage ich. „Er sagt, er sei dazu zu faul. Es fielen ihm nicht ein, dumme Operntritte zu lernen. Seine Lieder seien alt, gut und bewährt, und das Publikum werde nicht müde, sie zu hören. Und dabei verdiene er so viel, daß er am Tage gar nicht zu arbeiten brauche.“ Neben Leistungen unerhörten Fleißes trifft man im modernen Italien viele, denen eine solche Existenz ideal erscheint. Im alten Italien war es sicher anders. Das merkt man, wenn man das S. Marco-Kloster sieht, in welchem es nichts gibt, was Fra Angelico nicht eigenhändig bemalt hätte. Aber vielleicht erklärt sich das so: dem Alltagsmenschen, der nur eine Gegenwart hat, ist Leben und Erleben das Wesentlichste. Harte und unlässige Arbeit scheint ihm die Verpflichtung des Genies.

Wenn man einige Zeit unter den Italienern und ihren Kindern gelebt hat, dann glaubt man, daß ihnen niemand was ausfinden kann. Man stellt sich vor, daß, wenn ihnen jemand mit Wirklichkeitsfernen, phrasenhaft falschen, pathetischen Enunziationen kommen wollte, sogar der italienische Himmel lachen würde. Und doch ist es nicht ganz so. Das hat mich ein Erlebnis gelehrt.

Ich habe nämlich eine alte zärtliche Beziehung zu den sieben Königen Roms. Noch heute denke ich an den trüben Novembertag, an dem ich als Kind erfuhr, daß sie nie gelebt haben. Damit ging ich nicht nur eines großen Teiles meiner historischen Bildung verlustig, sondern ich verlor auch einige mir sehr teure Beziehungen. Für Romulus hatte ich eine wahrhaft mysteriöse Verehrung, für Servius Tullius ein sachliches Interesse und für Tarquinius Superbus eine verzehrende Leidenschaft gehegt; nur mit Numa Pompilius hatte ich mich nicht näher eingelassen; wie ich heute bestimmt weiß, aus Eifersucht auf Egeria, deren Amt mir schon damals sehr gut gepaßt hätte.

Also ich war geradezu zornig, als ich hörte, daß die sieben Könige überhaupt nicht existierten. Die Geschichte von der Gründung Roms war eine Erfindung. Ich strich die ganze Affäre aus meinem Herzen mit jener Gründlichkeit und Grausamkeit, deren nur die erste Jugend fähig ist.

Und jetzt denke man sich mein Erstaunen, als ich, am 21. April in Florenz erwachend, erfuhr, daß der italienische Staatsfeiertag, der an diesem Tage gefeiert wurde, nichts anderes sei als die Erinnerung an jenen 21. April, an dem Romulus den Palatin mit dem Pfluge umrissen hat. Nein, wie mir da wurde! Das ist ja Romulus, mein guter alter Romulus, auf den ich schon ganz verzichtet hatte. Nun wurde er mir wieder ganz lebendig. Nicht einmal das vermochte meine Freude zu trüben, daß von Remus in diesem Zusammenhang keine Rede war. Ich begriff sofort, daß er als ein überweltliches Element nicht Würde genug besaß, um einen Staatsfeiertag als Hintergrund zu dienen.

Warum soll man Romulus nicht lieben und verehren? Meine Schwesterin Ursel liebt am meisten jene ihrer Puppen, die keinen Kopf und keine Beine mehr hat. Nur Gott allein weiß, was sie an ihr liebt. Aber so sind Kinder.

Ich habe nämlich eine alte zärtliche Beziehung zu den sieben Königen Roms. Noch heute denke ich an den trüben Novembertag, an dem ich als Kind erfuhr, daß sie nie gelebt haben. Damit ging ich nicht nur eines großen Teiles meiner historischen Bildung verlustig, sondern ich verlor auch einige mir sehr teure Beziehungen. Für Romulus hatte ich eine wahrhaft mysteriöse Verehrung, für Servius Tullius ein sachliches Interesse und für Tarquinius Superbus eine verzehrende Leidenschaft gehegt; nur mit Numa Pompilius hatte ich mich nicht näher eingelassen; wie ich heute bestimmt weiß, aus Eifersucht auf Egeria, deren Amt mir schon damals sehr gut gepaßt hätte.

Also ich war geradezu zornig, als ich hörte, daß die sieben Könige überhaupt nicht existierten. Die Geschichte von der Gründung Roms war eine Erfindung. Ich strich die ganze Affäre aus meinem Herzen mit jener Gründlichkeit und Grausamkeit, deren nur die erste Jugend fähig ist.

Und jetzt denke man sich mein Erstaunen, als ich, am 21. April in Florenz erwachend, erfuhr, daß der italienische Staatsfeiertag, der an diesem Tage gefeiert wurde, nichts anderes sei als die Erinnerung an jenen 21. April, an dem Romulus den Palatin mit dem Pfluge umrissen hat. Nein, wie mir da wurde! Das ist ja Romulus, mein guter alter Romulus, auf den ich schon ganz verzichtet hatte. Nun wurde er mir wieder ganz lebendig. Nicht einmal das vermochte meine Freude zu trüben, daß von Remus in diesem Zusammenhang keine Rede war. Ich begriff sofort, daß er als ein überweltliches Element nicht Würde genug besaß, um einen Staatsfeiertag als Hintergrund zu dienen.

Warum soll man Romulus nicht lieben und verehren? Meine Schwesterin Ursel liebt am meisten jene ihrer Puppen, die keinen Kopf und keine Beine mehr hat. Nur Gott allein weiß, was sie an ihr liebt. Aber so sind Kinder.